



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., R.: Die Deutschen in Newyork : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Deutschen in Newyork.

(Schluß.)



as die weiter in Newyork erscheinenden deutschen Zeitungen anlangt, so segeln die bekanntern von ihnen, wie die „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz“ und das „Belletristische Journal,“ welches besonders zur Zeit des Sezessionskrieges blühte, vollständig im Fahrwasser der „Newyorker Staatszeitung,“ deren Besitzer, wie schon erwähnt, die Mittel in der Hand hat, jede Opposition gegen seine Strömung niederzuhalten — zu „boycotten,“ wie man drüben sagt — und diese Mittel gelegentlich auch mit Nutzen angewandt hat. Ferner ist eine „Handelszeitung“ zu erwähnen; die Sozialdemokraten haben ein paar Organe, die maßlos und widerrwärtig in ihrer Sprache, unpraktisch und unbelehrbar in ihren Zielen und Mitteln, in der Mostschen, von Blut und Schmutz triefenden „Freiheit“ gipfeln; endlich sind noch einige landsmannschaftliche Blätter da, deren geistiges Element lediglich der kleine Klatsch ist, und die, wo irgendeine Spur von Gesinnung zu Tage tritt, sich würdig der „Staatsbabe“ anreihen, und so giebt es eigentlich nur ein Blatt, welches nicht systematisch die Heimat als ein Hundeloch darstellt, aus dem man „verzweifeln an Gott und Menschen,“ „unter den Trümmern seiner Existenz“ hervorkriechend, und wie all der unaufhörlich wiedergekläute Bombast lautet, nach dem „Lande der Freiheit“ auswandert. Dieses leider kleine und untergeordnete Blatt erscheint in einer Morgen- und in einer Abendausgabe, welche „Newyorker Zeitung“ und „Newyorker Herald“ heißen (nicht zu verwechseln mit dem New York Herald), hat das redliche und erfreuliche Bemühen, die Lust an der Heimat zu erwecken und zu erhalten, und hat Verständnis für das, was bei uns vorgeht, wenn auch diesem Verständnis nicht immer mit dem gleichen Geschick und der gleichen Zurückhaltung Ausdruck gegeben wird. Die Aufgabe, aus den Deutschen in Amerika selber etwas zu machen, die Deutschen dort zusammenzuhalten und anzustacheln, ist diesem Blatte jedoch ebenso vollständig fremd wie allen andern. Der Zug von Gewissenhaftigkeit, welcher dem deutschen Charakter zu Grunde liegt, wird somit niemals dazu gelangen können, sich in der amerikanischen Politik zu bethätigen, und der Amerikaner, welcher ganz genau weiß, daß hinter deutschen Reformern niemand, aber auch gar niemand steht, wird für alle solche Bestrebungen nach wie vor nur die eine Antwort haben, daß der dumme foreigner das Maul zu halten habe, wie es Karl Schurz passiert ist. Das Deutschtum als solches könnte eine Macht sein, welche bei hundert Gelegenheiten zu bieten hat und darum auch

fordern dürfte; es zieht aber vor, gleichgiltig und unorganisiert sich Fußtritte versehen zu lassen, in einer Stellung, die lächerlich ist gegenüber seiner Leistungsfähigkeit und seinen Verdiensten um das Land, beschämend ist für uns hier in der Heimat und eine Quelle unaufhörlichen Verdrusses für jeden Freund unsrer Nationalität. Man braucht nur auf die deutschen Schulen in Amerika zu sehen, auf die allgemeine Teilnahmslosigkeit gegenüber den empörenden Maßregelungen, Chikanen, Hekereien der Amerikaner in Gebieten, die einst vollkommen deutsch waren, umso ziemlich allen Mut zu verlieren. Zwar besteht ein deutscher Schulverein in Newyork, der manches gute geleistet hat, und auch ein kleines deutsches Lehrerseminar in Milwaukee, aber der Kampf um die Mittel ist ein chronischer, die Zwistigkeiten an der leitenden Stelle sind unerschöpflich, und obwohl jedermann weiß, daß nur da die deutsche Schule eine gesicherte Heimstätte gefunden hat, wo man im politischen oder kommunalen Leben auf dem Boden gegenseitiger Konzessionen stand, so lassen sich die Deutschen doch überall die Macht, die sie thatsächlich in Händen haben, immer wieder entschlüpfen, und nationale Selbstachtung ist ein Ding, wovon sie entweder gar keine oder eine vollkommen verwilderte Vorstellung besitzen. Die einen nennen sich kurzweg auch in nationaler Beziehung Amerikaner, obwohl sie in Deutschland von deutschen Eltern geboren wurden, die andern brüsten sich mit ihrer Weitherzigkeit und erklären es für ein Zeichen politischer Reife, wenn jemand durch Austausch seiner Nationalität gegen eine fremde sich „erst seine politische Freiheit erringe.“

Solche Leute vergessen vor allem eins: daß nämlich einem edeln und kräftigen Volke die Zerstörung seiner nationalen Existenz noch immer gleichbedeutend gewesen ist mit dem Verluste seiner politischen Freiheit; sie vergessen, daß das Weltbürgertum am häufigsten der bodenlosen Selbstsucht eines Menschen entspringt, dem es zu unbequem ist, seiner Nationalität ein Opfer zu bringen, dem es nicht paßt, an dem Ausbau seines nationalen Gemeinwesens treu und geduldig mitzuarbeiten, welches — wie es seine Propheten von jeher gethan — lieber in amüsanten Hauptstädten ein verantwortungsloses Leben führt und die Kämpfe seiner heimischen Brüder höhnisch belächelt, als selbst seine Haut zu Markte zu tragen. Wenn Deutschland heute im Vollgenusse seiner Unabhängigkeit und im Besitze einer unerhörten, zum Heile der Welt gebrauchten Macht der Ausgestaltung seines nationalen Lebens obzuliegen vermag, so verdankt es dies nicht seinen „aufgeklärten“ „kosmopolitischen“ Auswanderern, es verdankt dies allein denen, die in Not und Drangsal ausharrend kämpften und siegten, und wenn es irgendwo in der Welt einen Ort giebt, wo der Deutsche politische Freiheit suchen sollte und finden kann, so ist es Deutschland.

Es haben dies alles Deutschamerikaner auch sehr wohl gewußt, die wie Friedrich Kapp wieder heimkehrten, weil sie einen vornehmen nationalen Instinkt hatten, und weil nationaler Stolz ihrem Herzen nicht fremd war. Wir verdanken gerade der Feder dieses Mannes, wir verdanken seiner unbestechlichen

Wahrheitsliebe kostbare Zeugnisse. Wir verdanken ihm das Wort, daß in keinem Lande, welches er gesehen, „weniger politisches Leben und mehr politischer Lärm“ herrsche als in Nordamerika. „Man wird es doch keine Politik nennen wollen, daß die trading politicians stereotyp das Vaterland in Gefahr erklären und sich im voraus über die Stellen, d. h. die Beute, einigen, daß die Bürger etwa zweimal im Jahre zu den vorgeschlagenen Kandidaten ja oder nein sagen können, und daß bei dieser Gelegenheit der süße Pöbel, der gewöhnlich Schauspieler und Zuschauer in einer Person ist, sich umsonst betrinken und umsonst Skandal machen darf.“ Wir verdanken ihm ferner den Hinweis, wie in den großen Städten der Union das betäubende Schauspiel zu beobachten sei, daß „die Freiheit durch die Verfälschung im radikalen Sinne zerstört wird und daß das, was man dort Demokratie nennt, in der That die rechtloseste Tyrannei des Mobs ist.“ Schärfer kann der Triumph des abstrakten demokratischen Prinzips, dieser fortwährende Gögendienst vor dem „freien, edeln, nie irrenden und in seiner Gesamtheit immer weisen Volke“ in der That nicht charakterisirt werden, und es ist schon der Mühe wert, seinem „angestammten Herrscherhause“ abzuschwören, um sich der Tyrannei eines fremden Mobs zu unterwerfen. Am besten, man ist gleich selber Mob; dann erst kann man die höchsten Wonnen „politischer Freiheit“ in jenem Lande genießen; und es ist für alle Deutschen, die nicht den erwünschten Mangel an Bildung mitbringen, wenigstens ein Glück, daß es drüben so wenig politisches Leben giebt und sie reichlich Zeit haben, auf die übliche Stufe der öffentlichen Moral und Pflichtauffassung gegenüber dem Gemeinwesen herabzusinken. Manche lernen es wohl nie und finden ihre politische Freiheit in jener vollständigen Gleichgiltigkeit gegen alles, was Politik heißt, wie sie den dollarjagenden Deutschamerikaner am häufigsten auszeichnet. Andre wieder machen sich besser, und man möchte daran ersticken, wenn man sich von Amerikanern vorwerfen lassen muß, daß von allen beutegierigen „Politikern“ die Deutschen der Ostseite von Newyork die schamlosesten und schmutzigsten seien. Alle wollen sie mitthun, und alle wollen sie etwas dafür haben, und obwohl sie nur in den aller seltensten Fällen einen Aldermanposten ergattern, um unter dem Hohn ihrer irischen Kollegen mitstehlen zu können, so halten sie es doch für wert, ihre private Ehre und die Ehre ihres Stammes jederzeit um diesen Preis in den Staub zu ziehen. Dies ist das politische Leben, zu welchem der Deutsche drüben „erst erwacht“! Das war früher anders, und es ist traurig, daß man das sagen muß. Bei der großen Bewegung gegen die Sklaverei, die den Sezessionskrieg begleitete, waren die Deutschen wenn nicht das treibende, so doch ein ungemein rühriges Element, und es kam gerade durch sie ein idealer Zug ins Land, der auf seine grundloslose, ewig schwächernde und jedem Kampf mit einem Kompromiß aus dem Wege gehende Politik hätte von nachhaltigem Einfluß sein können. Dieser deutsche Zug im Leben jenes Landes ist verwischt, und mit Stolz rühmt sich die Hauptvertreterin der deutschen Presse, daß sie „von

Amerikanern für Amerikaner" geschrieben, daß sie amerikanisch durch und durch sei!

Wahrhaftig, erinnerte uns nicht „Puck“ in glücklichen Stunden daran, daß es so etwas wie deutsches Talent und deutschen Geist auch im öffentlichen Leben Newyorks gebe, man müßte sich wirklich der Ansicht der Amerikaner zuneigen, daß die Deutschen eine bessere Behandlung nicht wert und daß sie gerade gut genug seien, um benutzt zu werden. „Puck“ ist das einzige Blatt, das man mit Genugthuung und Freude zur Hand nehmen kann. Es erscheint deutsch und englisch in vielen tausend Exemplaren, steht künstlerisch weit über unsern heimischen politischen Witzblättern (Keppler und von Schenk heißen seine Noryphäen) und teilt mit unnachsichtigem Spott an die falschen Götzen des Tages seine Hiebe aus, voll Achtung gegen die Heimat und voll Verständnis für das Land, auf dessen politisches Leben er bereits die nachhaltigsten Wirkungen erzielt hat. „Puck“ ist die einzige deutsche Macht in Newyork, außer den Bierbrauern.

Wir können bei einer Besprechung der Newyorker Deutschen unmöglich einen Faktor übergehen, der überall, wo Lebensinteressen unsrer Nationalität auf dem Spiele stehen, leider von ausschlaggebender Bedeutung sein wird; wir meinen die deutsche Frau.

Es klingt nicht angenehm, und wir sind auch gewärtig, von zarten Minnefängern und galanten Literaten in Acht und Bann gethan zu werden, wenn wir es aussprechen, es muß aber ausgesprochen werden: Hat der deutsche Mann noch immer wenig, was er an nationaler Widerstandskraft einem fremden Volkstume entgegensetzen könnte, die deutsche Frau hat nichts. Wir haben die Engländerin, wir haben die Amerikanerin, wir haben die Polin; die Deutsche ist nur ein weiblicher Begriff, kein nationaler in unserm Sinne. Findet sich, zur Freude seib gesagt, in den United States noch immer eine Anzahl von Stammesgenossen, aus der dritten Generation, die nicht nur das Deutsche sprechen, sondern auch ihr Deutschtum bekennen, so wird man die allergrößte Mühe haben, ein in Newyork von deutschen Eltern gebornes, also aus der zweiten Generation stammendes Mädchen aufzutreiben, welches, wenn auch deutsch neben dem Englischen sprechend, nicht sofort energisch betonte, keine Deutsche zu sein. Viel mag zu diesem Umstande die aller Welt bekannte, sozial so außerordentlich bevorzugte Stellung der amerikanischen Frau beitragen; der Amerikaner, besonders aus den besser situirten Erwerbsständen, ist für seine Theure lediglich ein Mittel ding zwischen Portemonnaie und Laufbursche, und die Art, wie er Gemüse einkaufen geht und Kinder wiegt, erinnert an jene wilden Völkerschaften, wo der Gatte sich ins Bett legt und Wochenvisiten empfängt, wenn die Familie einen Zuwachs erhalten hat. Es liegt auf der Hand, daß auch die Deutsche dieses Verhältnis bald durchschaut und daß sie infolge einer immerhin verzeihlichen Interessenpolitik es vorzieht, Amerikanerin zu werden statt Deutsche zu bleiben, und es ist möglich, daß noch ein weiterer Umstand diesen

Grenzboten I. 1886.

Prozeß beschleunigt, das ist die Eitelkeit, jene wunderbare Eigenschaft, welche die Frauen so reizend macht und gegen welche wir ebenfalls nur mit halbem Ernst protestiren können. Der Ausdruck *dutch woman* ist nämlich in Newyork von keineswegs angenehmem Klang. Der Deutsche versteht es nicht gleich dem Amerikaner, seiner steigenden Wohlhabenheit auch seine Lebensformen anzupassen, und die etwas in die Breite gegangnen Hausfrauen reichgewordner Deutschen aus den niedern Ständen werden mit Vorliebe bespöttelt, zumal deutsche ladies von jeher, und selbst im Jahre 1848, in ganz verschwindender Anzahl zuwanderten und nicht selten als auffällige Ausnahmen geradezu falsch klassifizirt wurden. So erzählte uns eine liebenswürdige Schwäbin, die sich durch ihr anmutiges Profil auszeichnete, lachenden Mundes, daß man ihr in Kaufläden gar nicht selten mit der verbindlich sein sollenden Frage entgegentrete: *You're a French lady, arn't you?* und *You don't look like a German* sagen die Amerikanerinnen sogar deutschen Männern als ein Kompliment. Sie scheinen daran gewöhnt, dies Kompliment wohl aufgenommen zu sehen, und gerade das ist das Bezeichnende. Man kann sich angesichts dessen nicht wundern, wenn vollends die deutsche Frau mit fliegenden Fahnen ins andre Lager übergeht, und doch, wie viel besser wäre es anders, und wie aussichtslos ist der Kampf einer Nation für ihre Existenz, wenn die Frauen ihm ohne Verständnis ausweichen und fernbleiben.

Die Ausnahmen, welche man an dieser Stelle gegen uns ins Feld führen könnte, sind uns lieb und wert, aber sie sind uns vor allem auch bekannt, und wir bitten uns damit zu verschonen; wir sprechen hier von dem Gros, welches den Ausschlag giebt und allein in Betracht kommen kann. Wir machen unsern Frauen nicht einmal einen Vorwurf, wir konstatiren lediglich eine Thatfache. Die Leidensgeschichte unsers so oft zertretenen Vaterlandes ist uns viel zu tief ins Herz gebrannt, als daß wir nicht ganz genau wissen sollten, wie oft im Laufe der letzten Jahrhunderte durch die Schuld ihrer unpolitischen, dickköpfigen, engherzigen Männer unsre Frauen fremde Einquartierung erdulden mußten, bis Deutschland zu jenem öffentlichen Hause herabsank, wo sich die läuderlichen Heere aller Nationen Rendezvous gaben. Dergleichen hat seine Folgen, und es gehört wenig Phantasie dazu, um sich auszumalen, wie Tacitus in unserm Zeitalter die „*Germania*“ geschrieben haben würde. Ihm, dem stolzen Barbarenverächter, der mit widerwilligem Herzen, zwischen den Zähnen hervor, seine Lobsprüche spendete, welche Wonne wäre es ihm gewesen, den deutschen Frauen Überfluß an Sinnlichkeit und Mangel an nationalem Stolz nachsagen zu können. Er mußte aber nur zu berichten, wie sie sich kämpfend auf die Wagenburg stellten, wenn alles um sie her gefallen war, wie sie sich, gefangen, zu den Füßen der Sieger warfen mit der rührenden Bitte, sie der Vesta zu weihen. Und dann lese man, wie Holstei zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Paris kam und wie die Veteranen ihm versicherten: überall haben uns die Weiber freundlich empfangen, aber so leicht wie bei euch haben sie es uns nirgends gemacht. Ein

andrer hätte geglaubt, in die Erde sinken zu müssen; doch er ging hin und schrieb es schmunzelnd in seine „Vierzig Jahre“; dergleichen beleidigte einen Deutschen nicht. So wurde auch während des Krieges 1870—1871 verhältnismäßig nur wenig Anstoß daran genommen, wenn sentimentale Weiber mit Leckerbissen beladen sich an die Gefangenenwagen, und vor allem zu den „reizenden“ Turkos, drängten, während unsre braven Jungen, die diese Bande besiegt hatten und sie nun eskortirten, hungrig daneben standen. Daß ein schwarzer Schnurrbart zu einem braunen Gesicht am besten stehe, mag etwa für die Hälfte unsrer Frauen der Gesichtspunkt sein, aus welchem sie eine fremde Nationalität beurteilen, und wir allein sind Schuld. Es hat jedes Volk die Frauen, die es verdient, und wir verdienen — in nationaler Beziehung — jedenfalls die unsrigen.

Wie doch alles im Leben schon da gewesen ist! Während wir uns, dieses niederschreibend, vergegenwärtigen, welchen Eindruck es auf den einen und den andern Stimmführer des gegnerischen Lagers wohl machen und mit welchen Keulen unsre Meinung wohl erschlagen werden könnte, erinnern wir uns der Zeit, als wir noch gar keine Meinung hatten und mehr instinktiv als bewußt immer wieder gegen einen erbitterten Jugendfreund die Notwendigkeit unsers Militarismus verteidigten. „Ach — sagte der reisere Widerpart uns damals — so ein bißchen Fremdherrschaft wäre noch garnicht einmal so übel; da kämen vielleicht endlich einmal wieder aus dem Westen liberale Ideen ins Land!“ Es will uns bedünken, als ob dieser wahrhaft freisinnige Ausspruch auch heute noch die Auffassung weiter Kreise in Bezug auf die Integrität unsers Landes und implicite die Ehre unsrer Frauen schlagend bethätigte. Wir brauchen im übrigen wohl kaum zu versichern, daß jener liberale Politiker jüdischer Abkunft war, und dies leitet uns über zu dem letzten Kapitel, das wir zu verhandeln haben, zu dem Kapitel vom „deutschen Juden“ in Newyork.

Wir sprechen gern vom Juden.

Wir erinnern uns noch deutlich der Zeit um die Mitte und gegen Ende der siebziger Jahre, als man bei solchen Gelegenheiten kaum über die Anfangsbuchstaben hinauskam, worauf empörte Blicke in der Umgebung uns anfunkelten und wahrhaft humane Männer uns belehrten, daß wir ein in mittelalterlichen Nothheiten befangener Wüterich seien, und daß es sogenannte Juden seit der Emancipation überhaupt nicht mehr gebe.

Unsre Gewohnheiten sind inzwischen etwas freier geworden; man darf bereits wieder von Juden sprechen, ohne Kopf und Kragen zu riskiren, und die Leute, die uns bei solchen Gelegenheiten gerne einschüchtern möchten, sind in der Werthschätzung unsers Volkes und erfreulicherweise auch in ihrem Einflusse gesunken. Also zur Sache.

Was die Juden in Newyork anlangt, so sind sie zunächst überaus zahlreich. Statistische Erhebungen über ihre Herkunft und andres mehr werden von den

Einwanderungsbehörden leider nicht angestellt, doch erinnern wir uns, in dem Newyorker Adreßbuch vierzehn enggedruckte Seiten mit Levis und Levys und etwa neun Seiten allein mit Cohns und Cohens gefunden zu haben, und sehr wahrscheinlich stammt weitaus der größte Bruchteil davon aus Deutschland, ein ebenfalls noch bedeutender aus Österreich-Ungarn, ein mäßiger aus Polen und ein verschwindend kleiner aus andern Ländern. Nur diejenigen, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts von unsern Nachbarn direkt auf den Schub gebracht wurden, und diejenigen, welche den allgemein üblichen Weg, sich in unsrer Heimat erst genügend zu bereichern, um drüben mit Vorteil auftreten zu können, nicht eingeschlagen haben, bevölkern das Ghetto von Newyork. Es ist dies ein widerwärtiges, unsauberes, von Kindern schwärmendes Viertel der untern Stadt, wo nicht etwa böswillige, konfessionelle Unduldsamkeit, sondern „freie, wirtschaftliche Selbstbestimmung“ die Juden zusammengepfercht hat. In seinen Schlupfwinkeln und Spelunken wird jene humoristische Auffassung des Gesetzes fortgebildet, welches der Jude als sein wertvollstes Anlagekapital mit ins Land bringt, von hier aus erobert er die Welt und tritt, wie es bei solchen Eroberungszügen natürlich ist (denn nach Herrn Bamberger wird man heute nicht mehr Millionär, „ohne das Zuchthaus mit dem Ärmel zu streifen“), vor die Schranken der Court. Natürlich giebt es auch eine Unmasse von Juden in altem Besitz und solche, die bereits die Gummiräder mitbringen; aber auch den Unbemittelten geht es fast ausnahmslos früher oder später vorzüglich, da besonders die Unsitte des Landes in Handel und Wandel ihren innersten Strebungen von jeher so recht entgegenkamen. Das „show machen“, das Sand in die Augen streuen, das Bestechen und Beteilen war alles schon vor ihnen üblich, wenn es auch erst durch sie zur höchsten Blüte gelangt ist, und wie bei uns erobern sie sich den Wohlstand nicht durch ihre höhere Intelligenz, sondern vor allem durch ihren vollständigen Mangel an Skrupeln, nicht durch Gediegenheit und Reellität, sondern durch die fieberhafte Hast, mit welcher Chancen ausgespäht und zurecht gemacht werden, nicht durch ihre Freude an der Arbeit, sondern durch ihre Interessirtheit, ihren Profit hunger, ihre grausame Ausbeutung des Wehrlosen. Haben sie sich aber erst aus dem Größten herausgeschachert, so beteiligen sie sich auch drüben je nach Kräften und Mitteln, aber ohne Ausnahme an der großen Aufgabe, welche das Judentum im Herzen trägt: das Feste zu lockern, das Widerstandsfähige zu unterhöhlen, das Flüssiggemachte und vor allem das Geld sich anzueignen und endlich die Macht der mobilen Mittel derartig ins Ungemessene zu steigern, daß alles, alles in der Welt ihrer Einwirkung zugänglich, ihrer Übermacht unterthan, ihrer Spekulation hingegeben werde. Das Merkwürdigste an diesen Bestrebungen ist, daß ohne eine bestimmt ausgeprägte Organisation (wie bei den Jesuiten) dennoch vollständig instinktiv jedes Mitglied der jüdischen Rasse dem andern in die Hände arbeitet. Gerade das macht die Juden so gefährlich, daß keine aller Welt bekannte Zentralstelle den Verdacht

und das Mißtrauen auf sie lenkt, und wo sie eine politisch noch unreife Nation vor sich haben, wie die Deutschen zu Anfang der siebziger Jahre (wir wachsen erst jetzt in die praktische Politik langsam hinein), da raffen sie unter den Augen und mit der Zustimmung des betreffenden Volkes, in welchem sie sich eingenistet haben, nicht nur endlose Milliarden des Nationalvermögens an sich, sondern schaffen zu gleicher Zeit auch Einrichtungen, die ihnen auf Jahrzehnte hinaus die Ausraubung ihrer Domäne sicher stellen.

Ihr bekanntestes und verderblichstes Hilfsmittel ist hierbei die Reklame, von naiven Leuten auch „öffentliche Meinung“ genannt; sie und ihre Helfer „puffen“ sich gegenseitig, wie der Amerikaner sagt. Der letzte großartig angelegte „Puff“ war die Resolution des amerikanischen Repräsentantenhauses zu Gunsten Lasfers. Der Beantragter hieß Schiltree, was eine Übersetzung des klangvollen „Eichelbaum“ bedeutet. Jene Resolution war insofern nicht erfolglos, als sie zu einer Quelle tiefergehender und emsig genährter Verstimmung gegen Deutschland wurde, dessen Politik zur Zeit dem Judentum hinderlich und verhaßt ist; doch mißglückte der Versuch, dem „jüdischen Staatsmann“ ein Piedestal aufzubauen, aufs kläglichste, weil Fürst Bismarck, wie man weiß, sich nicht dumm kommen und die Sache ins Wasser fallen ließ.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die amerikanischen Repräsentanten hier lediglich düpiert waren. Es konnte ihrer Unwissenheit und ihrer Interesselosigkeit gegenüber festländischen und besonders deutschen Parteiverhältnissen nichts ferner liegen als eine derartige Einnischung, und so tappten sie denn in jene Resolution hinein, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, was sie betraf und was sie bezweckte, und lieferten einen Beweis mehr für die traurige Thatfache, daß die Juden jenseits des Ozeans noch immer vollkommen im Trüben fischen. Zwar wird ihr unheilvoller Einfluß vom soliden Grundstock der Newyorker Geschäftsleute hie und da bereits bitter empfunden und wäre schon längst so empfunden worden, wenn die ganz unvergleichliche Prosperität des Landes ihn nicht so lange verschleiert hätte, welche bis in unsre Tage hinein nur immer zu entwickeln und zu entwickeln hatte, und bei welcher die Wirtschaft aus dem Vollen erst kürzlich abgerissen ist; doch richtet sich dieses Mißtrauen bezeichnenderweise lediglich gegen unsre eignen Landsleute und äußert sich gelegentlich in dem kurzen, aber sinnreichen Epigramm: Germans are swindlers, da der „aufgeklärte“ (most enlightened) Amerikaner die Juden für Deutsche zu halten scheint, welche zufällig mosaischen Bekenntnisses sind. So erinnern wir uns unter anderm auch einer Vorstellung in Tony Pastors Volkstheater in Newyork, wo wir endlich wieder einmal einen Juden auf der Bühne sahen, was bei uns ja garnicht mehr vorkommt. Es war dies ein Mr. Budweiser, der fortwährend a very important business zu verhandeln hatte und im übrigen ein so abgeseimter Gallunke war, wie man deren im Leben antrifft. Als er auftrat, ging ein befriedigtes Lächeln durch die Reihen der Zuschauer, und sie zischelten: The

German! Man sagte nicht: The Jew! und es ist schlimm, daß der Amerikaner hier noch nicht zu unterscheiden gelernt hat.

Aber etwas andres ist noch viel schlimmer. Von allen nämlich, welche aus Deutschland kommend ihr Deutschtum wegwerfen „wie einen alten Rock,“ thut dies der Jude am promptesten und gründlichsten. Er ist Vollblutamerikaner im Laufe eines halben Jahres, und wenn er auch wegen der geschäftlichen Vorteile, die ihm daraus fließen, das Deutsche nicht verlernt, so spricht er doch, sobald es nur irgend geht, innerhalb seiner Familie englisch und springt jedem Amerikaner mit der Beteuerung förmlich ins Gesicht, daß er ein thorough American sei. Ein großer Teil der Verachtung, mit welcher der Durchschnittsamerikaner noch immer auf das Deutschtum herabsieht, entspringt dem Verhalten der Juden, welches der Yankee nicht durchschaut, und wenn man wissen will, was Deutschland an seinen Juden hat, so gehe man nach Newyork; dort wird man es sehen, daß die Rationalität jedem Juden nichts weiter ist als eine Sache der Spracherlernung. Man könnte hiernach meinen, daß er sich infolge seines nasalen Accentes besonders gut zum Franzosen eigne; er wird aber auch Spanier und Ungar in kürzester Frist, und wenn er hört, daß unter den Kaffern „etwas zu machen“ sei, so geht er nach dem Kaffernlande, läßt sich anstreichen und wird „Vollblut-Kaffer.“ Sofort wirft er sich auf die Politik, und da ihm in hohem Maße die Fähigkeit innewohnt, sich und andre an wohlklingenden Phrasen zu betauschen, so sind sich alle Gimpel im Lande bald darüber klar, daß er ein ganz außerordentlicher Vaterlandsfreund sei. Er wird der Stimmführer der „wahrhaft freisinnigen“ Kaffernbewegung und hält sich bald im Landtage die Kaffernfortschrittspartei, der er die Agitationskosten bestreitet und die ihm dafür seine Geschäfte besorgt. Ist dies erreicht, so sitzt er harmlos daheim, schneidet Coupons, leiht Gelder an kleine Agenten, welche damit im Lande Wucher treiben, schreibt hin und wieder einen nationalökonomischen Artikel, in welchem er das Publikum freundlich über seine wahren Interessen aufklärt, beschützt die Künste und die Modelle.

Es würde hier zu weit von unserm Thema abführen, all die volkswirtschaftlichen Nachteile aufzuzählen, die unserm Lande bereits aus dem Judentume geflossen sind. Wir wollen hier nur den größten Schaden in nationaler Beziehung andeuten, daß nämlich unserm eignen Nachwuchse mehr und mehr die Stellen weggekapert werden, von denen aus man aufsteigt, daß die Bildung, die unsre jungen Bursche sich aneignen können, in immer weitem Kreise eine bloß einstudirte wird, nicht gesalzen und schmackhaft gemacht durch jene Lebenskunst und jene Lebensart, welche allein auf der Grundlage eines genügenden Besitzes mit verfeinerten Genüssen, mit reicher Anregung gedeihen können, daß mit einem Worte der Deutsche in seinem eignen Lande zum gebildeten Proletarier herabzusinken beginnt, währen ihm eine geistige Aristokratie aus polnischen Juden und deren Abkömmlingen emporblüht. Aber das wollen wir an dieser

Stelle deutlich und vernehmlich hervorheben, daß für jeden, der sehen will, die Haltung der sogenannten „deutschen“ Juden in Newyork geradezu den Ausschlag geben muß. Die Annahme, diese Rasse dächte im Ernste daran, schlecht und recht in uns aufzugehen, ist ein Wahn. Die Strebsamern eignen sich unser Volkstum an, um uns desto sicherer zu beherrschen und zu benutzen, dem Reste aber ist unsre Heimat lediglich ein Feld, welches nach Nomadenart im Vorüberziehen abgegrast wird. Die Etappen sind Königsberg-Posen-Breslau (auch sie „marschiren getrennt“), dann Leipzig-Berlin-Hamburg, endlich Köln und Frankfurt. Von da gehts nach Paris, nach Amsterdam, nach London und — nach Newyork. Es ist leider noch immer keine Aussicht, daß der Reichtum, der aus unserm Fleisch und aus unsern Knochen ausgesogen und dann weitergeschleppt worden ist, auf dem Wege über den Pacific und über China wieder zu uns käme, und so wollen denn auch wir uns endlich zu jenem Schlachtrufe aufschwingen, welcher bei ungebildeteren, aber mit einem stärkeren, lebhafteren und weniger mißleiteten Instinkt begabten Nationen schon seit langem zu hören ist: Die Heimat für die Heimischen! Deutschland für die Deutschen! Es ist dies nicht dasselbe, als wenn man bei unsern Nachbarn ruft: Rußland für die Russen! Denn der Deutsche ist dort nicht bloß ein intelligenter, sondern vor allem ein produktiver Ansiedler, der — von unserm Standpunkte aus gesprochen — leider im Lande bleibt und seinen Reichtum im Lande läßt. Es ist dies nicht dasselbe, als wenn man in den Vereinigten Staaten ruft: Amerika für die Amerikaner! Denn dort hängt der Deutsche mit nur zu selbstloser Hingebung an seinem neuen „Vaterlande,“ und sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit haben den atlantischen Küstenplätzen ein Hinterland geschaffen und bevölkert, wie die Erde seinesgleichen sucht; der amerikanische Boden ist mit deutschem Blute und deutschem Schweiße gedüngt, die Wühlerei gegen die Deutschen ist dort eine undankbare Verrücktheit, beruhend auf Unwissenheit und Dünkel, während die Gäste, die wir im Lande haben, uns immer nur ausgebeutet und ausgebeutet haben und uns, wenn sie nur könnten wie in Rumänien, zu Abhängigkeit, zu Not und Niedrigkeit herabwirtschaften möchten. Was haben die Juden, außer einer kosmopolitischen Literatur und einer kapitalistischen Presse, für unser Volk geschaffen? Wie verwenden sie den Reichtum, den sie auf unserm Grund und Boden verdient haben? Der Börsenmakler Cohn „machte“ in einem einzigen Jahre einen Nettogewinn von 17 Millionen Mark; es giebt eine ganze Menge, die nicht viel weniger „machen,“ und angesichts dessen hat Berlin noch nicht einmal eine öffentliche Lesehalle, die des Erwähnens wert wäre. Wer hat Newyork gesehen und kennt nicht die Astor Library? Es ist ein mächtiges Haus mit weiten, hohen Hallen und Lesesälen, warm im Winter, ein kühler Zufluchtsort im Sommer, wenn die Glut sich in den Granit der Insel Manhattan eingebrütet hat. Jedermann aus dem Volke kann sich dort ohne Entgelt und ohne Umstände sein Buch oder seine Zeitschrift erbitten, und wenn das Betreffende ausnahmsweise nicht vor-

handen ist, braucht er seinen Wunsch nur zu äußern, um ihn binnen kurzem erfüllt zu sehen. Es ließt sich herrlich dort; und wenn man sich der tabakgeschwängerten Konditoreien und Cafés erinnert, die in Berlin die Stelle der Astor Library vertreten, wenn man sich erinnert, wie bei uns noch immer so gut wie nichts geschehen ist, um dem gemeinen Manne unsre bessere Literatur zugänglich zu machen und ihn an edlere literarische Bedürfnisse zu gewöhnen, so fühlt man sich aufs äußerste beschämt, zumal da jenes Haus in Newyork keineswegs das einzige seiner Art ist. Sein Gründer aber, Jakob Astor, war ein Deutscher von Geburt, der Sohn eines lüderlichen Metzgers in der Pfalz, kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach Newyork, und wurde aus einem kleinen, aber erfolgreichen Pelzhändler der erste Grundeigentumsspekulant der Insel Manhattan, auf welcher Newyork bekanntlich ruht. Der Reichtum seiner Nachkommen ist nahezu unschätzbar; sie besitzen ganze gewaltige Stadtteile wie die Westminster's in London. Selbstverständlich sind sie Stockamerikaner, und in dem Hause, welches von unserm Landsmanne gegründet und eingerichtet ist, muß der Deutsche froh sein, wenn ihm der Amerikaner den Wirt macht und mit mehr oder minder Herablassung ein Buch herausgibt. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, Jakob Astor wußte, was er dem Lande schuldig sei, dem er die Prosperität verdankt. Er hatte innerhalb des Newyorker Gemeinwesens seinen Reichtum erworben und wendete ganze Millionen daran, um in einer monumentalen und höchst volkstümlichen Stiftung seine Dankbarkeit auszudrücken, von seiner anderweitigen öffentlichen und Privatwohlthätigkeit garnicht zu reden. Und nun blicke man auf unsre Heimat! Man erinnere sich des riesenhaften Anwachsens unsrer Hauptstadt nach drei glücklichen Kriegen, nach einer kraftvollen Politik, die uns die Einheit brachte und Berlin zum Mittelpunkt dieser Einheit schuf, dem alles zuströmt. Es sind durch den steigenden Wert von Grund und Boden schlecht gerechnet 3000 Millionen Mark geschaffen worden, und diese Millionen sind ganz unzweifelhaft zum großen Teile in die Taschen von Boden- und Häuserspekulanten geflossen, die jetzt aus schönen Palästen im Westend nach der Börse fahren. Aber was hat das deutsche Volk? Wer baut uns eine Astor Library? Wir können lange warten!

Und was nun, nach allem, was gesagt ist, wird die Zukunft unsrer eignen Stammesgenossen in Newyork sein? Sie wird abhängen ohne Frage von den Aufgaben, welche man dem Deutschtum stellt. Denjenigen, für welche diese Aufgabe darin besteht, sich als Völkerdünger verbrauchen zu lassen, schwebt eine sehr große Zukunft vor; uns erscheint sie außerordentlich gering, weil wir die Pflichten des Deutschtums anders auffassen. Die elegische Prophezeiung Kapps, daß das deutsche Element in Amerika auf keinen Fall seine nationale Existenz länger fristen könne, wenn nicht jährlich mindestens 200 000 Deutsche hinzuwandern, besteht — vorläufig — leider noch immer zu Recht. Sie ward hervorgerufen durch die augenfällige Gefinnungsschwäche, den Mangel an Zni-

tiative und Selbstachtung, die unergründliche Trägheit unsrer Landsleute in nationaler Beziehung, und gerade diese Eigenschaften haben sich keineswegs abgeschwächt, werden im Gegenteil durch die einschlägige Presse gepflegt und gehätschelt. Ganz vereinzelte Ansätze, sich als Deutsche zu fühlen, zeigen sich wohl hie und da. Mit großem Stolz wird betont, daß das deutsche Element dem „neuen“ Vaterlande einen Divisionsgeneral, einen Minister des Innern und einen Senator geschenkt habe; alles zusammen aber ist wieder nur der eine Karl Schurz; und dann ist noch ein Senator in Wisconsin und einer in Missouri, und diese drei Namen stehen groß und breit in den Büchern (bei Tenner z. B.) als ein leuchtendes Beispiel, wie herrlich weit es die zehn Millionen Deutschen gebracht haben, und welche glänzende Rolle sie in der Geschichte der Vereinigten Staaten spielen.

Die äußern Belege nationalen Zusammengehens, auf die wir in Newyork selber gestoßen, sind geradezu verschwindend. Die schon im Jahre 1784 gegründete „Deutsche Gesellschaft“ besteht auch heute noch nicht auf der Basis nationalen Selbstgefühls, sondern nationaler Notwehr, eine Zuflucht für die armen „Grünen“, das deutsche Vieh (*the dutch cattle*), wie der Amerikaner unsre Einwanderer gelegentlich zu nennen beliebt, als die obligaten ausgeplünderten, mißhandelten und geschundnen Opfer seiner höhern Intelligenz. Die Einwanderungsbehörden, die heute das Schlimmste verhüten, sind erst vor wenigen Jahrzehnten widerwillig und allmählich geschaffen worden, als der Schmutz und die Berruchtheit des Treibens an den Landungsplätzen zum Himmel schrien, und werden gewiß an den betreffenden Stellen als Beschränkungen der bekannten „wirtschaftlichen Freiheit“ bitter empfunden. Die deutsche Gesellschaft hat um die Entstehung derselben ihre Verdienste; übrigens zählt sie eine große Menge von Amerikanern in ihren Reihen, während ihr viele, sehr viele wohlhabende Deutsche nicht angehören. Das „deutsche Hospital“ ferner, welches unlängst durch die mildthätige Schenkung der Frau Anna Ottendorfer eine nicht hoch genug zu schätzende Erweiterung erfahren hat und zur Zeit etwa über 160 Betten verfügen mag, kämpft andauernd mit den allerpeinlichsten pekuniären Schwierigkeiten und hat angesichts einer deutschen Bevölkerung von 400 000 Seelen noch kein Budget. Es war früher übel angesehen wegen mangelhafter Leistungen und Erfolge und innerhalb des deutschen Elements außerordentlich unbeliebt, und hat sich erst neuerdings bedeutend gehoben, seit der Einfluß der früher herrschenden Clique deutscher Ärzte mehr zurückgetreten ist, die, ein wahres Kompendium aufgeblasener Unfähigkeit, von einem marktschreierischen Juden geführt und von den Newyorkern die *Society of mutual admiration* genannt wird.

Im Newyorker „Liederfranz“ endlich, dem mancher Gast von „hüben“ gewiß schon angenehme, gesellige Stunden verdankt hat, wird zwar deutsch gesungen, aber viel lieber noch englisch gesprochen. Erfreulich ist hier die sich neuerdings manifestirende Abneigung gegen Juden, wenn sie sich auch lediglich gesellschafts-

Grenzboten I. 1886.

lich äußert; doch dürfte sie zu nichts weiter führen als zu einer Reihe persönlicher Verstimmungen, da für ein politisches Aufraffen und Zusammenfassen des Deutschtums an irgendeinem Punkte infolge jahrhundertelanger Gleichgiltigkeit so gut wie nichts vorgebildet und das Wenige vernachlässigt ist. Während man die sozialen Eigenschaften der Semiten mißbilligt, steht man im Gegenteil politisch vollkommen unter dem Einflusse der Grundsätze, welche das Judentum in der Welt zu verbreiten für zuträglich gehalten hat, und jedes deutsche Komitee, welches sich bilden könnte, würde zur Zeit von gewissen unvermeidlichen Bekennern jener Grundsätze angesteckt und lahmgelegt werden. Und trotzdem — mag es immerhin paradox klingen! — in den Tiefen unsers nahezu unzerstörbar scheinenden Volkstums schlummert auch drüben die deutsche Gesinnung. Sie hat sich des öftern werktätig in reichen Spenden geäußert, während des letzten Krieges, während der großen Überschwemmungen am Rhein; das ist immerhin viel. Wir wollen auch derer nicht vergessen, die in stiller und gewissenhafter Arbeit deutscher Wissenschaft und deutscher Thätigkeit Achtung und Anerkennung erwerben, wir wollen derer nicht vergessen, die auf verlorenen Posten, auf welche die Gewaltthaten amerikanischen Lebens sie verschlagen hat, an die Scholle gebunden und ohne Möglichkeit der Rückkehr, der Heimat dennoch ihre Sehnsucht und ihr Herz bewahrt haben; wir wollen endlich dankbar die Hand reichen den wenigen, die sich rüstig im Kampfe um politische Geltung, im Kampfe gegen amerikanisches Vorurteil gerührt haben. Wir verdanken diesem Kampfe jene prächtige Antwort eines braven Landsmannes auf die hämischen Angriffe seiner amerikanischen „Brüder:“ „Was ist für ein Unterschied zwischen mir und euch, als daß ich in Kleidern in dieses Land gekommen bin, ihr aber nackt?“ Schlagender kann man es nicht ausdrücken, daß jeder sozusagen bereits „fertiggestellte“ deutsche Einwanderer ein Kapital darstellt, welches Amerika geschenkt wird; wovon aber das Gros der Amerikaner keine Ahnung hat, keine haben will und nie eine haben wird, da die deutsche Presse ihre Schuldigkeit nicht thut. Es hat uns jenes Wort erinnert an den deutschen Richter in Ungarn, in dessen Umgebung die Magyaren scherzhaft die Frage aufwarfen, weshalb die Hunde in Ungarn nur auf deutsche Kommandos hörten: „Nun, sagte einer, weil das Deutsche bloß für die Hunde gut ist!“ — „Nein, sagte der Stuhlrichter, weil das Magyarische selbst für die Hunde zu schlecht ist!“ Und die Ungarn riefen „Eljen!“ weil sie es achten, wenn jemand seine Nationalität mutig bekennt. Immer in der höchsten Not, unter allerderbstem und schneidendstem Anreiz, kommt auch bei uns Deutschen unser Nationalstolz zum Durchbruch; er ist noch da; aber immer wieder schläft er ein, er ist noch keine alltägliche, unermüdliche Funktion geworden wie Herzschlag und Atmung; wir salzen noch nicht unsre Suppe damit, wir tragen ihn noch nicht in der Tasche; das Einträglichkeitsbewußtseins vor allem ist uns noch nicht aufgegangen. Geseht, die Deutschen von Newyork hätten einen nationalen Tick wie die Amerikaner, diese Stadt müßte

z. B. ein Geld für deutsche Ärzte sein wie keine zweite. Es ist aber notorisch, daß nur etwa vier oder fünf von den hundert (studirten) deutschen Ärzten Newyorks eine irgendwie nennenswerte amerikanische Praxis haben, während die Deutschen schaarenweise zu den amerikanischen Kurpfuschern laufen und eine Ehre darin setzen, einen amerikanischen Hausarzt zu haben. Und nun sage man dem einen oder dem andern von jenen hundert deutschen Ärzten: „Versuchen Sie doch, die deutsche Agitation zu beleben, damit das deutsche Publikum mehr zusammenhält!“ Er wird ein ungläubiges Gesicht machen, weil er eine solche Rechnung überhaupt nicht versteht, oder grob werden, weil sein Instinkt ihm sagt, daß hier eine nationale Anforderung an ihn herantrete, und weil dies das Unbequemste ist, was ihm begegnen kann. Der Deutsche ist eben immer noch wie der Whistspieler, welcher sich freut, wenn er sans à tout bezahlt bekommt; er verliert Trick und Rubber, aber er bekommt sofort seine drei Points für sans à tout, er steckt die drei Points ein und zahlt zwanzig am Ende des Spieles. Aber das Kurzsichtige, das Enge, das Kleinsiche der Praktik thun seinem innersten Herzen so wohl; seine Unfähigkeit, irgend etwas Persönliches, Naheliegendes dem Fernern, dem Allgemeinen zu opfern, ist immer noch so groß; der Beruf steht ihm immer noch so sehr viel näher als die Sorge ums Ganze; mag das Deutschtum zu Grunde gehen, wenn nur der Dollar „gemacht“ werden kann, jetzt, augenblicklich!

So ist denn die ultima ratio immer wieder nur das eine: daß wir selber in der Heimat mehr werden müssen, als wir sind; daß wir mit größerem Eifer, mit erneuter Energie an unsre nationalen Aufgaben herangehen, und wie trostlos auch immer da draußen alles sei, von uns aus ein neuer Trieb in das verdorrte Stammesbewußtsein unsrer Versprengten gelange. Wir stehen nicht allzufern vor der Jubelfeier eines theuern Mannes, der zum erstenmale den Gedanken eines einigen Deutschlands zu denken gewagt hat; warten wir ab, was unsre Brüder da drüben uns für den Hutten-Tag zu sagen haben; warten wir ab, ob wohl eine Stimme mit uns an jenem Tage ausrufen wird: Ubi patria, ibi bene!

Berlin, im Januar 1886.

R. H.

